

Ein rotes Kissen für Urs Widmers Zwerg

Liebevolle Zwischennutzung des Strauhofs

Von Thomas Waldmann, Zürich

Da behaupte noch einer, es sei schwierig, Literatur fürs Auge, für empfindsame Sinne auszustellen! Man steht in Zürichs Museum Strauhof vor der Vitrine mit Erinnerungen an Urs Widmer und betrachtet gerührt den Gummizwerg («Vigolette alt»), dem der vor einem Jahr verstorbene Basler Autor ein witziges literarisches Denkmal gesetzt hat (im Roman «Ein Leben als Zwerg»).

Der einem Zwerg aus Disneys Film «Schneewittchen» nachgebildete Wicht, der zu Widmers Haushalt gehörte, zum Inventar seiner Hosentasche, liegt jetzt auf einem roten Samtkissen wie ein Schmuckstück. Abgegriffen, fast grau, fragil, im Stadium vor der finalen Zerbröselung – und unendlich kostbar. Ein wunderbares Beispiel dafür, wie ein im Grunde völlig wertloser Gegenstand dank Geistesarbeit Bewunderung, komische Ehrfurcht, Schmunzeln, Interesse hervorruft. Wer den Roman kennt, wird verückt vor der Vitrine verweilen, wer ihn noch nicht gelesen hat, wird bald zu dem Diogenes-Band greifen, dessen Umschlag eben diesen Zwerg zeigt.

Lebendige Illustration

Widmer hat lang in Zürich gelebt, und so ist er Teil dieser Ausstellung «Zürich im Spiegel der Literatur». Konzipiert hat sie Charles Linsmayer, Journalist, Literaturredaktor und Herausgeber von Schweizer Romanen (Reihe «Frühling der Gegenwart», Werkausgabe der Romane von Kurt Guggenheim), als Zwischennutzung des Strauhofs. Das Haus in der Altstadt ist Ende 2014 als städtisches Literaturmuseum geschlossen worden und soll im kommenden Herbst unter Federführung des Literaturhauses Zürich mit neuer Konzeption als Museum wiedereröffnet werden.

Neben Widmers Zwerg sieht man da jetzt etwa den Spazierstock von James Joyce, ein Diktiergerät von Max Frisch, eine Flasche jenes Meilener Weines, von dem Franz Kafka gekostet haben soll, und Zürcher Schulzeugnisse von Elias Canetti. Als Bürgerort steht im Primarschulzeugnis von 1917 «Türkei» (Canettis Vater stammte aus Adrianopel); im Fach Deutsch in der ersten Gymnasialklasse schaffte es der spätere Nobelpreisträger gerade mal auf die Note 4–5.

Unter anderem mit Leihgaben des Jüdischen Museums in Basel wurde das Wohnzimmer des jüdischen Viehhändlers Meijer aus Charles Lewinskys Roman «Melnitz» nachgebildet. Dazu gehört auch – aus dem Besitz des Zürcher Autors Kurt Guggenheim – ein Petschaft (Siegelstempel) des Rabbiners Raphael Ris (1728–1813), der in Endingen und Lengnau wirkte. Hier wird die Verbindung geschaffen zum grossen

Teil der Ausstellung, die unter dem Titel «60 Jahre Alles in Allem» der Zürcher Chronik Guggenheims von 1955 und dessen Leben gewidmet ist. Ris war ein Vorfahre mütterlicherseits von Guggenheim, und auch die jüdische Familie Guggenheims stammt aus dem Surbtal im Aargau. Fotoalben aus den Jugendjahren, der Schreibtisch Guggenheims (eingerrichtet, als ob er gerade mal kurz weggegangen wäre), Handschriftliches, Erstausgaben seiner Romane, Illustrationsvorlagen von Arnold Kübler und Hans Falk und weitere Dokumente bringen einem den wiederzuentdeckenden Autor Kurt Guggenheim (1896–1983) näher. Historische Fotos aus Zürich und Figurenporträts illustrieren den Roman «Alles in Allem» sehr lebendig.

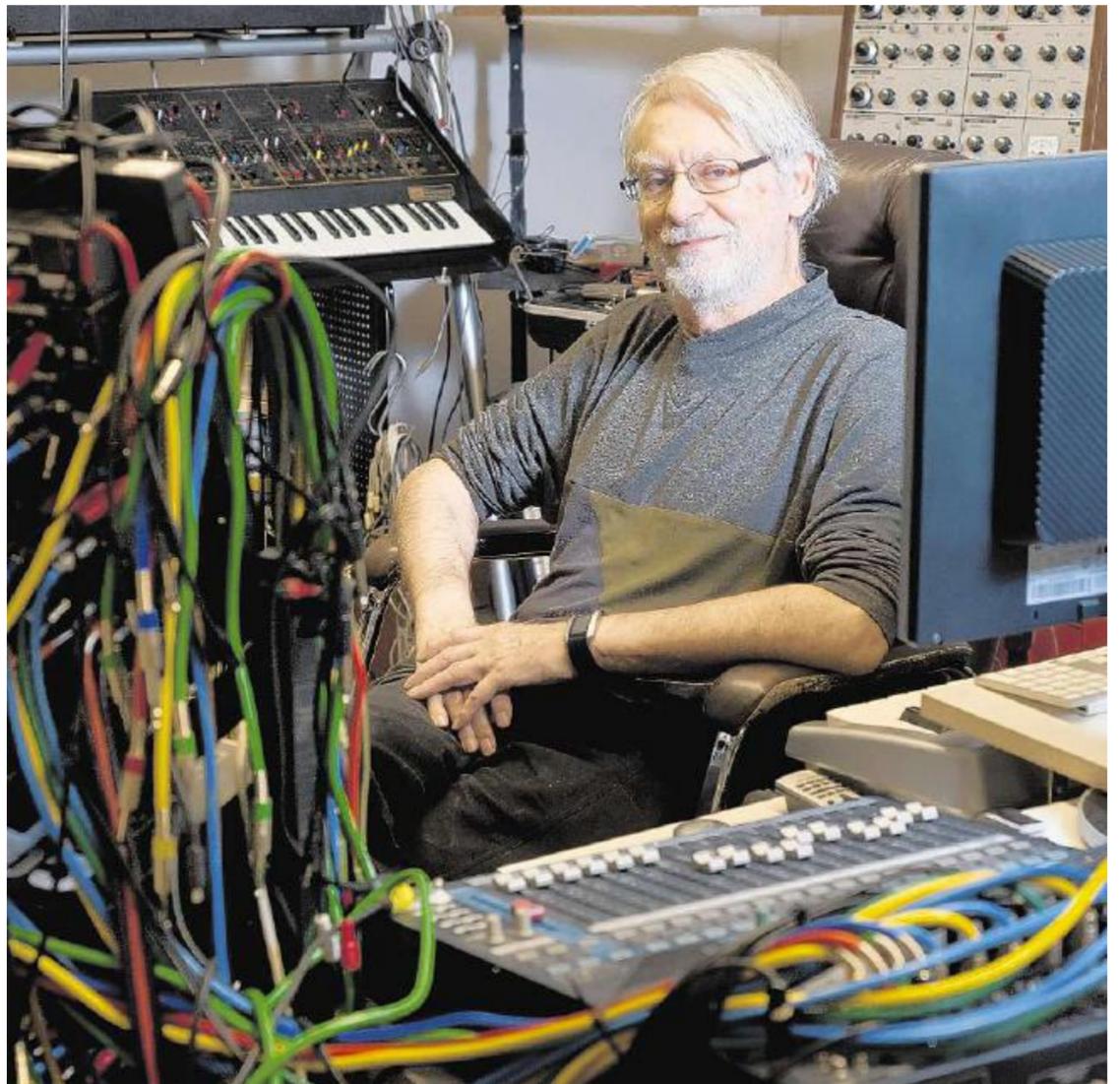
Gedämpfte Freude

So liebevoll die in beflissener Kleinarbeit gestaltete Interims-Ausstellung daherkommt, so spannend, offen, aber ein wenig getrübt scheint die Zukunft. Die Stadt hat zwar den Schliessungsentscheid zurückgenommen (das Jugendliteraturlabor kommt nun in die Bärengasse) und nach einer Ausschreibung dem Zürcher Literaturhaus die Weiterführung des Strauhofs als Museum zugesprochen, aber nur mit einem Drittel der bisherigen finanziellen Mittel (für drei Jahre neu rund 440 000 Franken im Jahr, für drei statt wie zuvor für vier Ausstellungen).

Wie weit das reicht, ist offen, so spannend die bisher bekannte Programmierung («Science Fiction» ab September 2015, später Thomas Manns «Zauberberg») sein mag. Eine ursprünglich geplante Eröffnungsausstellung über Tomi Ungerer kommt offenbar schon mal nicht zustande. Für die künftige private Trägerschaft ist ein neuer Verein gegründet worden, Mitarbeit zugesagt haben gemäss der Webseite der Schriftsteller Lukas Bärfuss und der Ausstellungsmacher Martin Heller.

Es soll inhaltliche Gespräche mit dem Pro-Strauhof-Komitee geben, zu dem die ehemaligen Mitarbeiter gehören, die sich für die Erhaltung des Museums stark gemacht und auch Ideen eingebracht haben. Das bestätigten Lukas Germann, Präsident des Komitees, und Gesa Schneider, Leiterin des Literaturhauses. Das ändert freilich nichts daran, dass ausgerechnet jene, die kämpften (ein Dutzend ehemalige Mitarbeiter), ihre Stellen verloren haben. Bisher ist in dieser Sache keine Lösung in Sicht, das dämpft die Freude über die Weiterführung. Bis September 2015 soll ein Buch über die Turbulenzen rund um den Strauhof erscheinen.

Strauhof, Zürich.
Augustinergasse 9. Bis 31. Mai.
www.guggenheim-ausstellung.ch
www.literaturmuseumzuerich.ch



Jazzmusiker und Elektropionier. Bruno Spoerri, der in diesem Jahr 80 wird, in seinem Zürcher Atelier. Foto Roland Schmid

«Die Urheber werden heute regelrecht enteignet»

Der Basler Bruno Spoerri über seinen Plagiatstreit gegen Jay-Z

Von Nick Joyce

BaZ: Herr Spoerri, letzte Woche wurden Ihnen und Ihrer Plattenfirma 50 Prozent der Gelder zugesprochen, die der amerikanische Rapper Jay-Z mit dem Stück «Versus» erwirtschaftet, das auf Ihrem Instrumental «On The Way» basiert. Der Urheberstreit wurde innert anderthalb Jahren bereinigt, also in Rekordzeit.

Bruno Spoerri: Das stimmt. Ich habe von ähnlichen Fällen gehört, die sich jahrelang dahingezogen haben und dann doch nicht zugunsten der Kläger ausgingen. Ich hatte zum Glück Jane Peterer mit dem Fall beauftragt, die sich nicht nur im amerikanischen Recht auskennt, sondern auch viele hohe Tiere beim Musikkonzern Universal kennt. Das hat einiges erleichtert. Offenbar läuft in der amerikanischen Musikindustrie noch immer vieles über persönliche Beziehungen. Hat Ihnen die Schweizer Urheberrechtsgesellschaft Suisa bei Ihrer Klage geholfen?

Viel konnte sie nicht ausrichten, nur die Gelder blockieren, die mit «Versus» in der Schweiz gemacht wurden. Und andere Verwertungsgesellschaften über meinen Fall informieren. **Waren Sie darüber enttäuscht, wie wenig die Suisa Ihnen helfen konnte?**

Keineswegs. Ich war lange im Vorstand der Suisa und wusste darum, was sie kann und was nicht. Die Suisa ist unter den Urheberrechtsgesellschaften eine verhältnismässig kleine Firma und kann nur innerhalb der Schweiz etwas bewirken. Dafür macht sie ihre Arbeit sehr gut, darum habe ich es mir auch nie überlegt, mich einer grösseren Urheberrechtsgesellschaft anzuschliessen. **Ihr Fall wurde just in der Woche entschieden, in der Pharrell Williams und Robin Thicke ebenfalls wegen eines Plagiats zu Zahlungen in Millionenhöhe verurteilt wurden. Was sagt die Häufung solcher Fälle über den Stand der Musikindustrie aus?**

Dass das so gekommen ist, war ein wahnsinniger Zufall. Dass man sich so frech an fremdem geistigem Eigentum bedient, ist trotzdem symptoma-

tisch für die Gratis-Mentalität, die in der heutigen Gesellschaft grassiert. Musiker, Fotografen, auch Journalisten wie Sie sind alle Opfer dieser Haltung. Viele Leute denken, dass es diesen Berufsgruppen so gut geht, dass es ihnen nicht schadet, wenn ihnen ein Musikstück, ein Bild oder ein Text gestohlen wird. Dabei ist das Gegenteil der Fall.

Also plädiert Bruno Spoerri nicht wie einige Internet-Aktivisten für die Aufgabe des Urheberrechts?

Überhaupt nicht. Die Urheber, die etwas erarbeitet haben, müssen dafür entlohnt werden. Aber so wie sich die Dinge zurzeit entwickeln, werden sie regelrecht enteignet. So sind es nur noch die Kulturvermittler, also die Plattenfirmen, die Verleger und Internet-Plattformen, die etwas an der Musik verdienen.

«Dieser Fall ist doch symptomatisch für die Gratis-Mentalität, die heute grassiert.»

Drehen wir die Uhr vom 21. ins 20. Jahrhundert zurück. Wie sind Sie überhaupt zum Jazz gekommen?

Mein Erweckungserlebnis hatte ich 1950 im Alter von 15 Jahren, als Nat King Cole im Grossen Saal in der Basler Mustermesse spielte. Mich hat der ungemaine Swing in seinem Klavierspiel fasziniert, und den habe ich zu übernehmen versucht. Wobei es damals niemanden gab, der einem das beibringen konnte, den Jazz musste man sich selber erarbeiten. Oder eben den vielen Jazzgrößen abgucken, die in dieser Zeit nach Basel kamen. Der Pianist Don Gais hat mir während eines Gastspiels im Atlantis sein Notenbuch überlassen, ich habe das Repertoire nächtelang Note für Note abgeschrieben. Damals gab es ja keine Fotokopierer.

Duke Ellington, Count Basie und Lionel Hampton sind in dieser Zeit hier aufgetreten. Konnte man damals schon von Basel als Jazzstadt reden?

Vergessen Sie nicht, dass diese Musiker auf ihren Tourneen oft auch in anderen Schweizer Städten spielten. Weil die Zugfahrt nach Zürich damals eine halbe Weltreise war, ging das noch. Aber Basel hatte zu dieser Zeit tatsächlich eine sehr starke Jazzszene mit einem grossen Zusammenhalt unter den Musikern.

Trotz dieser starken Szene sind Sie nach Zürich gezogen.

Ich wollte Psychologie studieren, aber damals wurde an der Uni Basel nur Theorie gelehrt, in Zürich konnte ich hingegen eine praktische Ausbildung machen. Ich habe dann auch einige Jahre lang als Psychologe gearbeitet, zuletzt bei der Akademischen Arbeitsvermittlung in Zürich.

Wann haben Sie den Sprung zum Berufsmusiker geschafft?

Mitte der 60er-Jahre, als ich begann, Musik fürs Werbefernsehen und für den Film zu schreiben. Das war der einzige Weg, wie ich eine Familie durchbringen konnte.

Für diese Arbeit wurden Sie von den Kollegen aus der Jazzszene aber verpöht.

Nicht von allen. Ich habe mit grossartigen Musikern Jingles erarbeitet und eingespielt. Die generelle Abneigung der Schweizer Jazzszene gegen solche Jobs hat sich erst in den 80er-Jahren gelegt, was auch mit der Professionalisierung zu tun hatte. Und als die Musiker gemerkt haben, dass sie nicht vom Jazz allein leben können.

Diese Professionalisierung ging zum Teil von den Jazzschulen aus, die seither in Bern, Zürich, Basel und Luzern gegründet wurden. Welchen Einfluss hatten sie sonst auf die Schweizer Szene?

Wegen ihnen sind die Musiker jetzt besser ausgebildet und auch besser über die Städte verteilt. Die Musiker tendieren dazu, sich um die Jazzschulen zu gruppieren. Eben weil sie nicht vom Jazz leben können, nehmen sie Lehrgänge an, um den Jazz an Musiker weiterzugeben, die dann selber Lehrer werden.

Bruno Spoerri ist an der heutigen Buchvernissage zu «Jazz Basel» bei Bider & Tanner anwesend. 19.30 Uhr.

Nachrichten

Das Leben von Angela Merkel kommt ins Kino

Berlin. Das Leben von Bundeskanzlerin Angela Merkel bietet Stoff für einen Kinofilm. Das Drama soll 2017 als internationale Koproduktion und mit internationaler Besetzung in die Kinosäle kommen, wie die AVE Gesellschaft für Fernsehproduktion am Dienstag der Deutschen Presse-Agentur mitteilte. Wer die Hauptrolle übernimmt, liess die AVE offen. Das Drehbuch stammt von Spiegel-Autor Dirk Kurbjuweit. SDA

Komödiant Will Ferrell erhält Hollywood-Stern

Los Angeles. US-Schauspieler Will Ferrell wird auf Hollywoods «Walk of Fame» mit einer Sternplakette geehrt. Ende März läuft Ferrells neue Komödie «Knastcoach» («Get Hard») in den Kinos an. Der 47-jährige Ferrell wurde in den 1990er-Jahren durch die TV-Comedy-Show «Saturday Night Live» bekannt. Nach seinem Wechsel vor die Filmkameras hatte er mit Komödien wie «Zoolander», «Buddy» oder «Anchorman» Erfolg. SDA

Israelische Film-Pionierin Lia van Leer gestorben

Berlin/Tel Aviv. Die israelische Film-Pionierin Lia van Leer ist tot. Sie starb am letzten Freitag in Tel Aviv im Alter von 90 Jahren. Die 1924 geborene Lia Van Leer gründete unter anderem die Kinematheken in Haifa, Tel Aviv und Jerusalem und rief das israelische Filmarchiv ins Leben. Der israelischen Zeitung Jerusalem Post zufolge handelt es sich um das grösste Filmarchiv im Nahen Osten. SDA

«Cinderella» startet schwach in der Schweiz

Bern. Überraschung an den Deutschschweizer Kinokassen: Anders als in den USA, wo «Cinderella» die Konkurrenz weit hinter sich liess, machte der Streifen von Kenneth Branagh hier nur Zweiter. Die Geheimdienst-Komödie «Kingsman» schlug das Märchen deutlich. Obwohl beide Werke mit gleich vielen Kopien anliefen, verzeichnete «Kingsman» einen Drittel mehr Eintritte als die üppig dekorierte Aschenbrödel-Version aus dem Hause Disney. SDA